

Der Mantel
Dino Buzatti

Nach unendlichem Warten, als schon die Hoffnung zu sterben begann, kehrte Giovanni in sein Haus zurück. Es hatte noch nicht zwei Uhr geschlagen, seine Mutter räumt gerade das Geschirr ab; es war ein grauer Märztag und die Krähen flogen umher.

Unvermutet zeigte er sich plötzlich auf der Schwelle, und die Mutter rief: „O Gott“, während sie auf ihn zulief, um ihn zu umarmen. Auch Anna und Piero, die beiden sehr viel jüngeren Geschwister, begannen Freudenschrei auszustoßen. Da war nun der Monat um Monat erwartete Augenblick, der so oft in den süßen Träumen der Morgendämmerung aufgeleuchtet hatte und das Glück wiederbringen mußte.

Er sagte fast kein Wort, so viel Anstrengung kostete es ihn, das Weinen zurückzuhalten. Er hatte gleich den schweren Säbel auf einen Stuhl niedergelegt, auf dem Kopf trug er noch die Pelzmütze.

„Laß die anschauen“, sagte unter Tränen die Mutter und trat ein wenig zurück.
„Laß sehen, wie schön du bist. Aber ganz blaß siehst du aus!“

Er war in der Tat ziemlich bleich und wie am Ende seiner Kräfte. Er nahm die Mütze ab, trat in die Mitte des Zimmers, setzte sich. Wie müd, wie müd, es schien als mache ihm selbst das Lächeln Mühe.

„Aber nimm doch den Mantel ab, Kind“, sagte die Mutter und sah ihn an wie eine wunderbare Erscheinung, die fast einschüchterte; wie groß er geworden war, wie schön, wie stolz. (Wenn auch ein wenig bleich). „Nimm doch den Mantel ab, gib ihn her, merkst du nicht, wie warm es ist?“

Er tat eine bruske Bewegung der Abwehr, instinktiv, und hüllte sich fester in den Mantel, aus Angst, man könnte ihn vielleicht fortreißen.

„Nein, nein, laß mich nur“, antwortete er ausweichend, „ich möchte lieber nicht, ich muß sowieso bald fortgehen . . .“

„Du mußt fortgehen, nach zwei Jahren kehrst du zurück und willst gleich wieder fortgehen?“ sagte sie verzweifelt und sah schon nach so großer Freude, die ewige Qual der Mütter neu beginnen:

„Mußt du gleich gehen? Und willst du denn gar nichts essen?“

„Ich habe schon gegessen, Mutter“, antwortet der Sohn mit einem guten Lächeln und sah sich um, die Vertrautheit der geliebten halbdunklen Winkel in sich aufnehmend.

„Wir haben in einem Wirtshaus haltgemacht, einige Kilometer von hier . . .“

„Ah, du bist nicht allein gekommen? Wer war denn mit dir? Einer deiner Regimentskameraden? Vielleicht der Sohn von der Mena?“

„Nein, nein, es war einer, den ich unterwegs getroffen habe; er wartet jetzt draußen.“

„Draußen wartet er? Und warum hast du ihn nicht hereingebeten? Du hast ihn mitten auf der Straße gelassen . . .“

Sie ging zum Fenster, und durch den Garten hindurch, jenseits des kleinen Zaunes, sah sie auf der Straße eine Gestalt, die langsam auf und ab ging, sie war tief in den Mantel gehüllt – eine schwarze Erscheinung.

Da entstand in ihrer Seele, unverständlich in den Wirbeln der unermeßlichen Freude, eine geheimnisvolle und stechende Qual.

„Lieber nicht“, antwortet er bestimmt. „Das wäre eine Belästigung, er ist nun einmal so“.

„Aber ein Glas Wein? Das können wir ihm doch bringen, nicht? Ein Glas Wein?“
„Lieber nicht, Mutter. Er ist ein wenig sonderbar, weißt du, und könnte leicht wütend werden.“

„Aber wer ist es denn? Warum hast du dich mit ihm zusammengetan? Was will er von dir?“ „Gut kenne ich ihn nicht“, sagte er langsam und schwer, „ich habe ihn während der Reise getroffen. Er ist mit mir gekommen, das ist es“.

Es schien als wäre ihm ein anderer Gesprächsstoff lieber, es schien als schäme er sich dessen. Und die Mutter gab, um ihm nicht zu widersprechen, dem Gespräch unvermittelt eine andere Wendung, aber schon erlosch in ihrem liebevollen Gesicht das Licht von vorhin.

„Sag mal“, sagte sie, „kannst du dir Marietta vorstellen, wenn sie es erfährt, daß du zurückgekommen bist! Die Freudensprünge, die sie machen wird! Es ist doch ihretwegen, daß du wieder fortgehen wolltest, ja?“

Er lächelte nur, immer mit dem Ausdruck eines Menschen, der so gern heiter wäre und es dennoch nicht sein kann, weil eine geheime Last ihn drückt.

Die Mutter konnte es nicht begreifen, warum saß er dort fast traurig, wie an jenem fernen Tag des Aufbruchs? Nun war er doch wiedergekehrt, ein neues Leben vor sich, eine Unendlichkeit von freien Tagen ohne Gedanken, so viele gemeinsame Abende, eine endlose Reihe, die sich jenseits der fernen Berge in der versöhnlichen Unermeßlichkeit zukünftiger Jahre verlor. Keine Nächte mehr voll Angst, wenn hier und da am Horizont blendender Feuerschein aufflammte und man denken konnte, daß auch er dort mittendrin sei, unbeweglich auf dem Erdboden ausgestreckt, mit durchschossener Brust zwischen blutigen Trümmern. Er war heimgekehrt – endlich! – , größer und schöner, welche Freude für Marietta! Bald begann der Frühling, sie würden in der Kirche getraut werden, an einem schönen Sonntagmorgen, in aller Frühe mit Glockengeläut und Blumen. Warum also stand er da, bleich und zerstreut, warum lachte er nicht mehr, warum erzählte er nicht von den Schlachten? Und der Mantel warum hielt er ihn immer fest um sich gewickelt bei dieser Hitze im Haus? Vielleicht weil die Uniform darunter zerrissen und schmutzig war? Aber vor der Mutter, wie konnte er sich vor der Mutter schämen? Die Sorgen schienen zu Ende, und statt dessen gleich wieder diese neue Unruhe.

Das liebe Gesicht ein wenig zur Seite geneigt, betrachtete sie ihn ängstlich, bemüht, ihn nicht zu reizen, sofort alle seine Wünsche zu erraten. Oder war er vielleicht krank? Oder ganz einfach nur von der großen Anstrengung erschöpft? Warum sprach er nicht, warum sah er sie nicht einmal an?

Tatsächlich schaute der Sohn kaum auf, es schien sogar, er vermeide ihrem Blick zu begegnen, als ob er etwas fürchte.

Inzwischen betrachteten ihn die beiden kleinen Geschwister stumm und mit einer neugierigen Verlegenheit.

„Giovanni“, flüsterte sie und konnte ihre liebevolle Bewegung nicht länger zurückhalten, „endlich bist du hier, endlich bist du hier! Warte, ich koche dir jetzt einen Kaffee.“ Sie eilte in die Küche. Und Giovanni blieb zurück mit den beiden Geschwistern, die soviel jünger waren als er. Sie hätten sich nicht einmal erkannt, wenn sie sich auf der Straße begegnet wären; welche Veränderung in dem Zeitraum von zwei Jahren! Nun sehen sie sich gegenseitig in der Stille an, ohne Worte zu finden, aber dann und wann lächelten sie alle zusammen wie nach einem alten nicht vergessenen Pakt. Und dann kam auch die Mutter wieder, da war der dampfende Kaffee mit einem schönen Stück Torte. Er leerte die Tasse in einem Zug, kaute mühsam an der Torte.

Warum? Schmeckt sie dir nicht mehr? Das war doch früher deine Lieblingstorte – hätte ihn die Mutter gern gefragt, aber sie schwieg, um ihn nicht zu belästigen.

„Giovanni“, schlug sie ihm statt dessen vor, „willst du dein Zimmer nicht wiedersehen? Es ist ein neues Bett darin, weißt du? Ich habe die Wände weißen lassen . . . eine neue Lampe, komm und sieh's dir an . . . Aber dein Mantel . . . nimmst du den Mantel nicht ab? Merkst du nicht, wie warm es ist?“

Der Soldat antwortete nicht, aber er erhob sich vom Stuhl und ging zum Nebenzimmer. Seine Bewegungen waren von einer schweren Langsamkeit, als ob er gar nicht zwanzig Jahre alt wäre.

Die Mutter war vorausgelaufen, um den Fensterflügel aufzureißen. Aber nur graues Licht drang ein, jeglicher Heiterkeit bar.

„Wie schön“, sagte er mit matter Begeisterung, als er auf der Schwelle war, beim Anblick der neuen Möbel, der schlohweißen Gardinen, der hellen Wände, alles so frisch und sauber. Aber als die Mutter sich niederbeugte, um die ebenfalls blendend neue Bettdecke zurechtzuziehen, richtete er den Blick auf ihre zerbrechlichen Schultern, einen Blick voll namenloser Traurigkeit, den niemand sehen konnte. Anna und Piero standen hinter ihm mit leuchtenden kleinen Gesichtern und warteten auf einen Ausbruch von Freude und Überraschung.

Doch nichts davon.

„Wie schön! Ich danke dir, Mutter“, wiederholte er, und das war alles. Er bewegte die Augen unruhig hin und her wie einer, der den Wunsch hat ein peinliches Gespräch zu beenden. Immer wieder aber sah er mit offenkundiger Sorge durch das Fenster auf die Gartenpforte aus grünem Holz, hinter der eine verhüllte Gestalt langsam auf und ab ging.

„Bist du zufrieden, Giovanni, bist du zufrieden?“ fragte sie, ungeduldig ihn endlich froh zu sehen.

„Oh, ja, es ist wirklich sehr schön“, antwortete der Sohn – aber warum versteifte er sich darauf, den Mantel nicht abzunehmen? und fuhr fort, unter ungeheurer Anstrengung zu lächeln.

„Giovanni!“ beschwor sie ihn endlich, „was ist dir? Was hast du, Giovanni? Du verbirgst mir etwas. Warum willst du es mir nicht sagen?“

Er biß sich auf die Lippen, es schien, als ob ein Schluchzen sich in seiner Kehle stautete.

„Mutter“, antwortete er mit leidender und beschatteter Stimme,

„Mutter, ich muß jetzt gehen“.

„Du mußt gehen? Aber du kommst doch gleich wieder, nicht? Du gehst zu Marietta, nicht wahr? Sag mir die Wahrheit, du gehst zu Marietta?“ Und sie versuchte zu scherzen, obgleich sie die Pein nur immer schwerer fühlte.

„Ich weiß nicht, Mutter“, antwortete er immer mit jenem verhaltenen, bitteren Ton, inzwischen wandte er sich zu Tür, er hatte schon die Pelzmütze wieder aufgenommen. „Ich weiß nicht, aber jetzt muß ich wirklich gehen, der dort wartet auf mich.“

„Aber später kommst du zurück, ja? Du kommst zurück? In zwei Stunden bist du wieder hier, nicht wahr? Ich werde auch Onkel Giulio und die Tante holen lassen, stell dir vor, was für ein Fest es auch für sie sein wird! Sieh zu ein wenig vor dem Abendbrot hierzusein.“

„Mutter“, wiederholte der Sohn, als ob er sie beschwören wollte, um Gottes willen nicht weiterzusprechen, die Qual nicht zu vergrößern, „ich muß jetzt gehen, der dort wartet auf mich, er ist schon zu geduldig gewesen.“ Dann sah er sie an mit einem seelendurchdringenden Blick; im bleichen Antlitz brannten die schwarzen Augen.

Er näherte sich der Tür, die noch immer freudig erregten Geschwister drängten sich an ihn, und Piero hob einen Zipfel des Mantels auf, um zu sehen, wie der Bruder darunter bekleidet war. – „Piero, Piero, was machst du denn? Laß das sein, Piero“, rief die Mutter, voll Furcht, Giovanni könnte sich aufregen.

„Nicht, nicht!“ rief auch wirklich der Soldat, als er die Bewegung des Knaben bemerkte. Aber es war schon zu spät. Die beiden Zipfeln aus blauem Stoff hatten sich einen Augenblick geöffnet. „Oh, Giovanni, mein Kind, was hat man dir getan?“ stammelte die Mutter und schlug die Hände vors Gesicht. „Aber das ist ja Blut!“ „

„Ich muß gehen, Mutter“, wiederholte er zum zweitenmal mit einer verzweifelten Entschlossenheit. „Ich habe ihn schon genug warten lassen, ade, Anna, ade Piero, leb wohl Mutter.“

Er war schon an der Tür. Und trat hinaus wie vom Wind getragen. Er durchquerte fast laufend den Garten, öffnete die Pforte, zwei Pferde stoben im Galopp davon unter dem grauen Himmel. Aber nicht dem Ort zu, sondern über die Wiesen nach Norden, in Richtung der Berge. Sie galoppierten, sie galoppierten.

Da endlich begriff die Mutter, eine unendliche Leere, die auszufüllen auch Jahrhunderte nie und nimmer ausgereicht hätten, öffnete sich in ihrem Herzen. Sie begriff die Geschichte mit dem Mantel, die Trauer des Sohnes, und vor allem, wer das geheimnisvolle Wesen war, das wartend in der Straße auf und ab schritt, jene finstere, schon zu geduldige Gestalt. Wie erbarmungsvoll, wie geduldig, Giovanni zu begleiten in sein altes Heim – bevor er ihn für immer mit sich führte - , damit er von der Mutter Abschied nehmen könne, und mehrere Minuten so zu warten vor der Pforte, zu Fuß, Herr der Welt, mitten im Staub, wie ein elender Bettler.